anregnen lassen, weil es sonst Hautflecken, sogen. Sommersprossen, bekommt.

Wenn die Gevattern ein Kind zur Taufe tragen, sollen sie beim Verlassen der Stube sagen: Einen Heiden bringen wir hin und einen Christen bringen wir wieder. Am Tauftage müssen die Paten frische Hemden umgewendet anziehen, dann kann keine Hexe dem Kinde beikommen. Bei der Taufmahlzeit müssen die Paten von allen Speisen essen, sonst bekommt das Kind einen Abscheu von den ausgelassenen Gerichten. Ein Kind, das nach der Taufe nicht nochmals eingesegnet wird, stirbt bald. Stirbt ein neugetauftes Kind, so besucht es nach dem Tode denjenigen, den es im Leben am liebsten hatte.

In Italien werden sein geschliffene Glasfläschchen verkauft, in denen sich, in Goldtinktur aufgelöst, ein Splitter vom Sarge des hl. Apostels Andreas befindet. Diese Fläschchen gibt man einer Gebärenden in die Hand, auf daß das Kind leicht zur Welt komme. Hält sie das Fläschchen in der Rechten, so wird es ein Mädchen, in der linken ein Knabe. Dieser Brauch ließ sich auch im Salzburgischen des öfteren beobachten und auch in Wiener Patrizierfamilien findet man unter dem Familienschmucke wiederholt derartige Apostelfläschchen, die in seiner Arbeit eines gewissen Kunstwertes nicht entbehren. A. Pachinger.

Eine geheime Ehe am spanischen Hofe.

Infantin Eulalia von Spanien, die Tante Alfonso XIII., die seit mehreren Jahren, fern von der strengen Etikette des spanischen Hofes, in Paris lebt, beginnt in der Monatsschrift „Je sais tout" mit der Veröffentlichung ihrer Lebenserinnerungen. Im ersten Kapitel erzählt sie eine interessante Episode aus dem Leben ihrer Großmutter, der vierten Gemahlin Ferdinand VII. von Spanien, Maria-Christiania, einer Tochter Franz I., des Königs beider Sizilien, und Mutter der nachmaligen Königin Isabella II. Maria-Christina heiratete nach dem Tode ihres Gatten morganatisch einen jungen spanischen Offizier und wurde infolgedessen von dort verbannt. Dieses Liebesbund ihrer Großmutter mit dem Offizier erzählt die Infantin folgendermaßen: „Meine Großmutter hatte einen Ausflug in die Berge um Madrid gemacht; auf diesem Ausflug begann plötzlich ihre Nase zu bluten. Die Hofdamen gaben ihre Taschentücher her, aber das Blut schien nicht gestillt werden zu können. Da wandte sich meine Großmutter an den Offizier, der neben ihrem Wagenschlag ritt, und bat ihn um sein Taschentuch. Sie kannte ihn nicht und hatte vorher nie mit ihm gesprochen; aber sie befand sich in einem solchen Zustand, daß sie ihm apathisch alle anderen Taschentücher, die bereits mit Blut befleckt waren, hinreichte. Der Offizier drückte die Taschentücher ans Herz. Sehen die Hofdamen: „Armer Offizier! Nach einer so übel angebrachten Galanterie wird man ihn sicher nach Kuba oder den Philippinen schicken!" Tage darauf wurde der Offizier zur Königin befohlen, und die Hofdamen murmelten: „Der Aermste! Wie hat er sich aber auch vergangen!" Er war jedoch, als er von der Audienz zurückkehrte, durchaus nicht betrübt und niedergeschmettert, und man nahm nun an, daß die Königin ihn verziehen habe. Er trat weiter Dienst im Hofstaat der Königin, und lange Zeit ahnte kein Mensch, daß diese und der Offizier heimlich verheiratet waren. Es scheint kaum glaublich zu sein und ist doch wahr, daß die Königin in dieser zweiten Ehe mehrere Kinder bekam, ohne daß der Hof etwas davon wußte. Einmal eröffnete sie sogar ein paar Stunden nach der Geburt eines der Kinder das Parlament; sie war sehr schwach und brach fast zusammen, als sie zur Eröffnungsfeier ging, aber sie war entschlossen, sich unter allen Umständen dem Volke zu zeigen, da ihre Feinde inzwischen Gerüchte über ihre heimliche Ehe und Mutterschaft verbreitet hatten. Als die Wahrheit über die Verbindung nicht mehr verborgen bleiben konnte und eine Volksempörung ausbrach, verließ meine Großmutter mit ihrem Manne und ihren Kindern Spanien und lebte bis zu ihrem Tode glücklich und zufrieden in der Nähe von Bayonne." Es sei noch erwähnt, daß der Liebhaber und spätere Gemahl der Königin nicht Offizier, sondern einfacher Soldat war und Fernando Munoz hieß; er wurde, nachdem er die Königin geheiratet hatte, zum Herzog von Rianzares und zum Grafen von Spanien erhoben . . .

Werden die Frauenhände größer?

Der amerikanische Bildhauer Daniel Chester French verschert uns allen Ernstes, das dies der Fall sei. Er hat seit einigen Jahren der Frauenhand ein liebevolles Studium gewidmet und kommt nun zu der Ueberzeugung, daß die Frauenhand gewachsen ist. Die langgestreckte, schmale, von zartester Haut bedeckte Frauenhand wird immer seltener. Die kurze, breite, an die männliche Hand erinnernde

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, so auch der Strauß. Kaufen Sie deshalb

Edelstraußfedern.

Solche kosten:
40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark
50 „ „ 20 „ „ 15.— „
60 „ „ 23 „ „ 25.— „
Schmale Federn 65—80 cm lang 6, 7, 8 Mark.
Alle Farben schwarz, weiß u. jarbig breit u. schmächtig.
Nur zu haben bei
Haase, Dresden, Schaffelstraße.
Farbige spottbillige Muster u. Katalog wird vor 3 Mark.

Angeb.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 4.
Autor, Mast — Automat.

Richtige Lösungen gingen ein 56. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 73. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

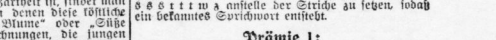
aus Halle von: Frau Frieda Stannebein, Hedwig Fritsche, Else Mertens, Otto Wolbing, Alfe Beckelmann, Frau Steuer, Frau F. Wackernagel, Rudy Born, Franz Gonschereck, H. Majorf, Hedwig Menold, A. Menold, H. Nimke, Erich Schwabe, Friedrich Altmann, Siegfried Klautsch, A. Schellenberg, Günther Rabenalt, Adolf Hupe, Kurt Linke, Ludwig Bodez, Erich Berger, Frau M. Hebe, Lotte Wanke, Frida Kindler, Frau Emma Märker, Walter Thiele, Kegel, M. Müller, G. Ludwig, Elsa Schraplau, L. Wolff, Carl Schneider, Hanni Wolf, Otto Schmidt, Käthe Bretiter, Frau Nicolaus, Geschwister Schulze, Fr. Worm, Frau Luise Krämer, Reinhold Striegel, Friedrich Mengel, Helene Thiel;

von auswärts: Albert Röhrich, Weißenfels, Gertrud Storch, Lettin, Mieze Claude, Gernrode, O. König, Schrapplau, Ernst Krause, Canena, Oskar Dietrich, Wernigerode, H. Lütge, Merseburg, Albert Fuhrmann, Canena, Rich. Rühlemann, Zörbig, Gb. Schmieder, Osnabrück, Frau Wilh. Rieberg, Osnabrück, Lina Oertel, Breslau.

Die Prämie: Der Mitgiftjäger, Roman von Léon de Finseau

entfiel auf Lina Oertel, Breslau.

Telegraphenrätsel.



Die Vokale a a ä e e i i o o ü und anstelle der Punkte und die Konsonanten c d g h l l l l u n j ß s t t t u z anstelle der Striche zu setzen, sodaß ein bekanntes Sprichwort entsteht.

Prämie 1:

Lieder ohne Noten v. Leo Weiß, eleg. geb.

Prämie II:

Allerlei Jungenstreiche von Lothar Meggendorfer, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

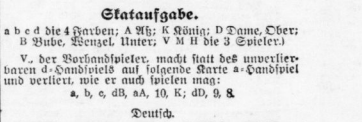
Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel. Unter; V M H die 3 Spieler.)

V., der Vorhandspieler, macht statt des unversteurbaren d-Handviels auf folgende Karte a-Handpiel und verliert, wie er auch spielen mag:

a, b, c, dB, aA, 10, K; dD, 9, 8.

Deutsch.



Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Aß, Treff-Zehn, Treff-König, Carr.-Dame, Carr.-Neun, Carr.-Acht.

Im Skat lagen noch aD, 9, sodaß das Spiel mit 9 Matadoren ging. Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 3.

Kartenverteilung:
V. c, dB, aH0, 10, D; dK, D, 9, 8, 7.
M. aK, D, 7; bA; cK, D, 9, 8, 7.
H. a, bB, aA, 9; bK, 9, 8, 7; dA, 10.
Skat: cA, 10.

Spiel:
1. V. d9, aK, d10 (+ 14). — 2. M. a7, a9, a10.
3. V. bD, bA, b7 (+ 14). — 4. M. a8, aA, d8.
5. V. b10, aD, b8 (+ 13).

Kann sich jetzt mehr. Da aber mit den 21 Points des Skats G. Wenn V. im 5. Stich d spielt, was aber nicht korrekt wäre, da M. die Farbe gestochen und das dA noch draußen ist, bekommt der Spieler noch ein Point mehr. Das Spiel ginge nur dann verloren, wenn V. im 5. Stich Trumpf zieht. Dazu aber ist kein Anlaß. V. muß vielmehr die Atout-Force beim Spieler vermuten.

Lustige Ecke.

Im Zwischenakt des Parsifal. Der erste Herr: „Die Inszenierung ist wirklich großartig." Der zweite: „Ja, besonders im Foyer. Ich habe noch nie so elegant dekolletierte Damen gesehen." Herr und Dame im Theaterrestaurant, wo Zigeuner spielen. Dame entrüstet: „Aber mir ist doch jetzt den Zigeunermusik!" Der Herr: „Laß doch, meine Liebe, diese leichte Musik tut einem wohl."

Berechtigte Vorsicht. Modistin zum Laufmädel. die einen neuen Hut abtragen soll: „Nun, lauf aber rasch, damit Du den Hut noch ablieferst, bevor er unmodern ist . . ."

Die Ahnungslose. „Ich höre so viel von diesem Tango-Tee," meint die alte Dame, „was kostet eigentlich der Spaß?"

Das Nötigste. Mr. Snip, der sein neues Auto selbst führt, hat auf der Landstraße eine Panne und arbeitet im Schweiße seines Angesichts an der Ausbesserung des Schadens. Ein Mann, der vorüberkommt, fragt bissbereit: „Darf ich Ihnen zur Hilfe kommen, was ist das Nötigste?" „Ach, bitte beantworten Sie doch die Fragen meiner Frau, während ich die Maschine in Ordnung bringe."

Das Widerlegen. Frau Schulze macht im Pfarrhaus Besuch. „Ach, was für schöne Knöpfe nähen Sie da an Ihres Mannes Weste", meint sie, als sie die Frau Pfarrer an ihrem Nähtisch begrüßt, „wissen Sie, mein Mann hatte einmal ebensolche Knöpfe." Worauf die Frau Pfarrer in freundlicher Erklärung erwidert: „Ja, wir fanden sie immer Sonntags im Klingelbeutel . . ."

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl. Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 5 — **Halle a. S., Sonntag, den 1. Februar** — **1914**

Der Stolz, eine edle Leidenschaft, ist nicht blind gegen eigene Fehler, aber der Hochmut ist es.

Lichtenberg.

Ueber dem See.

Novelle von Hermann Weick.

Sie fuhren in schnellem Lauf zu Tal, daß der Schnee unter ihren Eisen hoch emporstieb. Mit einem kühnen Schwunge wendete sie plötzlich und sah den Mann, der hinter ihr kam, mit weitem Blicke an.

Und schaute um sich in die Runde, staunend, beglückt, als könne sie den Zauber der Welt, der sich ihr auftetan an diesem Tage, nicht erfassen.

„Doktor, diese Fahrt!"

In seinen sympathischen Zügen lachte die Daseinsfreude, als er sie so in kindlichem Jubel sah. Und sein Blick umfing ihre Gestalt, die im hellblauen Gewand emporstieg aus dem lichten Weiß des Schnees. Wie eine Winterkönigin . . . . Ihre blonden Haare, die ihre Stirn umflatterten, leuchteten im Glanze der Mittagssonne, zur Wette mit dem lachenden Augenpaar.

Da fand er wiederum die Worte, die er zu ihr redete, immer, wenn sie allein auf weiter Höhe standen, die Welt in ihrer Kleinheit unter sich, das ihr manchmal zu Mute ward, als sei ein Gott herabgestiegen und predigte ihr aus dem Buche wahren Lebens. Also auch zu dieser Stunde, da er die Arme reckte, weit, weit, als wolle er die ganze Welt umfassen . . . und sie, die vor ihm stand.

Wie er zu Hause in der Universität zu den Jungen sprach, ein wenig lehrsam zu Beginn — aber nach den ersten Worten dann die heilige Begeisterung des Künstlers, des Schöpfenden, Ergriffenen . . .

„. . . ich habe Ihnen versprochen, das Schönste, was ich kenne, heute zu zeigen. Die Winterfahrt in diese Bergwelt! Weit gigantischer sind die Berge auf dieser Seite, denn drüben, jenseits des Sees. Und das Zauberische, das wir fanden! Die Gründe, so geheimnisvoll, als ob sie nach uns griffen. Und die eigene Sprache, die die Gipfel zu uns redeten. Wie wenn sie uns grüßten, daß wir zu ihnen gekommen sind! Als wir dort oben standen und keine Worte mehr fanden . . . als wir so klein wurden vor diesen Riesen — und doch so wahrhaft groß, da wir Menschen sind! Menschen, die emporgestiegen aus der Wust des Alltags, die kühn sich einen Tag errungen, der ihnen zur Feier werden sollte . . ."

Das junge Weib hing an seinen Lippen und sog die Worte, die er sprach, schwindsüchtig in sich ein. Und reichte ihm langsam die Hände, die er ergriff.

Und aus seinem Antlitz strahlte ihr eine stolze Kraft entgegen:

„So sollten wir unser Leben stets gestalten, Frau Ilse! Immer über dem Kleinen, Nichtigen stehen! Empor uns raffen zu dem Höchsten! Das Größte von uns verlangen — aber auch vom Leben! Das ist die Erfüllung des Daseins! Und Ketten, die uns an Niedere fesseln, zerreißen mit kühnem Mute . ."

Da fuhr das junge Weib langsam davon, das Haupt auf die Brust gesenkt. Der Doktor erkannte aber bestürzt, daß er eine Wunde aufgerissen, an der sie litt. Unsagbar litt.

Mit einem Schwung war er an ihrer Seite.

„Ich habe Ihnen wehe getan, Frau Ilse! Verzeihen Sie mir! Es war so unbeschreibt. Ich wollte Ihnen ja nichts Böses sagen!"

Sie lächelte schmerzlich und doch in Güte.

„Sie können mir nicht wehe tun, Herr Doktor, das weiß ich."

Ein Schatten war über ihre glückfrohen Herzen gekommen, sie fanden keine Fröhlichkeit mehr. Ihre Gedanken gingen um ihre Not, um den Mann, der zwischen ihnen stand und ihrem Glück.

Der das Hohe, das er in seinem Weibe besaß, nicht ermaß und nicht ermessen konnte.

Mit seinem Weib und seinem kleinen Kinde war er vor einer Woche angekommen; aber er kümmerte sich wenig um beide. Mit einigen Gesinnungsgenossen saß er meist im Hotel und spielte Billard oder betrank sich.

Da fanden sich der Doktor und Frau Ilse. Und wußten bald, daß ihre Seelen zusammenklingen in dieser heiligen Natur, unter dem hehren Himmel des Engadin. Daß sie zusammen erst wahrhaft die Sprache verständen, die von tausend Enden hier zu ihnen redete.

Der Gatte freute sich, daß seine Frau Gesellschaft gefunden und er seine Ruhe hatte.

Für Frau Ilse und den Doktor begann aber ein neues Sein. Den Morgen begrüßten sie zumeist auf der Höhe, zur Stunde, da im Hotel noch alles schlief. Und der Mittag fand sie im Spaziergang; zwischen ihnen das Kind, das um des Doktors willen den Vater beinahe vergaß.

Und es ward dem Doktor oftmals zu einer Aufersteh ung der Phantasien, die er im stillen Gelehrtenheim gejagen aus den Schriften der alten Meister, so da künden von heldenhaften Frauen, trutzig und stark. Und so reich in ihrer Liebe.

So war diese Frau, die auf den Bergen kühn Gefahren überwand, die das Leid, das ihr die Ehe war, trug, ohne zu klagen. Auch zu dem Doktor nicht. Obschon sie einander ihr Leben anvertrauten.

In schweren Gedanken fuhren sie also dahin . . .

Da zog ein Ton vom Tale herauf zu ihnen, langsam, singend, fragend . . .

„Der See!" flüsterten beide. Wieder ein Ruf, den der See ausklingt, wenn ihn das Eis den Atem nimmt und das Kosen der Sonne.

„Ich meine immer, es müßte ein lebendiges Wesen sein, das ruft", sagte Frau Ilse und lauschte gespannt dem nächsten Klange entgegen.

Der stieg wieder singend empor, aber diesmal lockend, verheißungsvoll.

„Wie Nixen rufen in alten Märchen", sprach der Doktor, „schöne Frauen, die die Menschen an sich locken, damit sie mit ihnen träumen den traumseligen Schönheitstraum."

Und wie sie über die Halde fuhren, lag der See vor ihnen.

Da mußten sie stehen bleiben und schauen, schauen mit den Augen und mit der Seele.

Heilige Stille. Unendliche Weite. In klarer Weiße lag der See, auf dessen eisige Decke der Schnee seinen lichtfarbenes Gewand gelegt hatte. Im Scheine der Sonne blinkte er wie von Flammen und Kerzen. Und in der Runde die majestätischen Berge als Schützer des Kleinods in ihrer Mitten.

Und nirgends ein Haus. Nirgends Menschen. Nur sie beide oben auf einsamer Höhe.

Ein heller Schein ging über die ganze Welt und eine große Klarheit.

Und sie wußten auf einmal, daß sie einander lieb hatten. Und sprachen doch kein Wort von ihrer Liebe.

Sie brach die Stille — was sie aber sagte, erschreckte ihn.

„Herr Doktor, ich möchte einmal in meinem Leben Märchenland schauen . . . wir wollen über den See heimfahren!"

Ihre Augen weit geöffnet, wie ein Kind vor der Erfüllung seines Wunsches . . .

„Frau Ilse, das dürfen wir nicht! Nein, nein! Denken Sie der Gefahren! Haben Sie nicht gehört, was man im Hotel sprach, daß er nur selten ganz zufriere und daß noch niemand es gewagt, über seine Mitte zu gehen! Ja, allein würde ich es, wenn Not wäre, schon wagen . . ."

Sie unterbrach ihn: „So lassen Sie mich mit Ihnen gehen. Auf dem Weg am Seeufer sind jetzt wieder so viele Menschen, und ich mag niemand sehen nach diesen Stunden. Hören Sie, wie der See uns ruft?"

Wieder zog ein langsamer Ton über sie hinweg, jetzt noch lauter, und lockte, lockte, so daß sein Widerstand geringer ward. Aber die Sorge um ihr Wohl ließ ihn nicht los.

„Es wird Nacht, Frau Ilse, wir brauchen eine Stunde, bis wir drüben sind. Denken Sie an sich und Ihr Kind!"

„Wenn Sie bei mir sind, fürchte ich mich nicht." Da ergriff er ihre beiden Hände und preßte in tiefer Bewegung sein Antlitz hinein.

„So komm, Ilse!" sprach er und fuhr mit ihr hinab zu Tal, das Land der Märchen zu betreten.

*

Nun waren sie auf dem See.

Ein neuer Geist war über sie gekommen, jeweden sie das Ufer verlassen; der senkte ihnen kindsame Fröhlichkeit ins Gemüt. Auf samtenem Boden schwebten sie dahin, quer über die weite Fläche. Und Lachen und inniges Scherzen ging zwischen ihnen hin und her. In weitem Bogen fuhren sie von einander weg, um wieder zu einander eilen zu können. In der Sehnsucht, die so laut rief, lauter mit jedem Atemzug.

In den lockenden Sang, den der See ertönen ließ, verwebten sich ihre Stimmen; sie sangen ein Lied. Und die Töne gingen losend hierhin und dorthin. Und schienen zu jauchzen und Glück zu predigen über ihnen. In der seligen Stille.

Die Ufer des Sees zogen langsam in die Weite. Sie waren allein . . .

Sie träumten den Märchentraum, den das Weib sich gewünscht von dem Manne. Den Traum, der geboren wird aus der Sehnsucht nach Glück . . . .

In gluwollem Leuchten stand die Sonne am fernen Himmel und fügte die Tausende von Farben im Schnee wach, daß diese sich reckten und bäumten. Und dann lebten und blühten. Ein Meer von Farben.

Mitten in diesem Meer das junge Weib und der Mann. Ringsum die Stille der Einsamkeit.

Ein letztes, langes Grüßen der Sonne . . . da kam die Nacht. Die Ferne schwand ihren Blicken. Sie sahen und fühlten nur sich.

Unter sich die Tiefe des Sees, dessen Mitte sie sich näherten.

Sie redeten nur wenig. Aber durch ihre Hände, die einander nimmer ließen, zog die Sehnsucht ihrer Herzen.

Und es war wie ein letztes Aufbäumen gegen das, was kommen mußte, daß das Weib von dem zu reden begann, der ihr am fernsten war zu dieser Stunde . . .

„Ich war noch so jung . . . und wußte nichts vom Leben. Da habe ich den Mann genommen, den meine Eltern mir bestimmten. Ich habe so ans Glück geglaubt, daß ich ihn lange nicht erkannte. Dann aber kam das Erwachen . . . seitdem leben wir neben einander her wie Fremde. Anfangs glaubte ich, sterben zu müssen in dieser Einsamkeit. Dann bekam ich mein Kind. Das hält mich aufrecht. Aber manchmal meine ich doch, zusammenzubrechen unter dieser Leere . . . dann hasse ich meinen Mann!"

„Arme Ilse!" sprach der Doktor erschüttert und fühlte, wie seine Beherrschung zu Ende ging, wie es ihn drängte, das Weib an seiner Seite in seine Arme zu reißen und ihre Lippen und die Augen, die so glückverlangend schauten, zu küssen.

Aber sie war eines anderen.

Und es zog ein leiser Wind über den See und sang ein zartes Lied. Das umschmeichelte die beiden.

Gedenktage der Woche.

1. Febr. 1733 August II., der Starke, †
1871 Bourbakis Heer flieht in die Schweiz.
1877 Einführung der deutschen Strafprozeßordnung.
2. Febr. 962 Otto I. in Rom zum Kaiser gekrönt.
1700 Gottsched *
3. Febr. 1813 Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk.
1830 Unabhängigkeit Griechenlands anerkannt.
1845 Dichter Ernst v. Wildenbruch *
4. Febr. 1536 Helvetische Konfession.
1695 Feldmarschall Derfflinger †
5. Febr. 1679 Friede zu Nimwegen.
1794 Verkündigung des allgemeinen preußischen Landrechts.
6. Febr. 356 Der Dianatempel zu Ephesus brennt ab.
7. Febr. 1446 Kolumbus *
1801 Kupferstecher Chodowiecki †

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140201026/fragment/page=0001

Aber da kam plötzlich ein fremder Klang in das Lied. Hart, gläsern. Der Doktor stutzte, blieb stehen und beugte sich zur Tiefe hinab.

Es war ja nicht möglich! Das durfte ihnen doch nicht geschehen! Und doch . . . schon wieder das brechende Klirren unter ihnen . . . und rings umher . . .

Ein leises Gurgeln.

Sie wußte es schon, bevor er zu reden begann.

„Das Eis bricht, Paul?“ hauchte sie.

„Es ist nur hier eine brüchige Stelle“, versuchte er sie und sich selbst zu beruhigen. „Wir gehen langsam weiter, es muß gleich wieder fest sein.“

Aber das Brechen nahm zu. Wenn sie eine Stelle überfahren hatten, klang ihnen das Knarren und Klirren nach.

Da wußten sie die Gefahren, die riesengroß vor ihnen stand. Einen Augenblick lehnte sie sich bange an ihn, daß die Wärme ihres Hauches seinem Atem sich verband.

Dann aber riß er sie zur Seite . . . unter ihnen schwand das Eis, nur die Länge ihrer Skier hatte sie gerettet.

Ein Sprung nach vorn . . . daß sie auf die Knie fielen . . . neues Bersten . . . ewiges Gurgeln . . . das klang wie höhnisches Gelächter aus der Tiefe.

Und nur das fahle Licht des Mondes.

Einen Augenblick sahen sie einander an und erkannten die Todesangst in ihren Augen . . .

„Du darfst mir nicht sterben, Ilse! Du, so in der Nacht . . . du“, und er tastete weiter mit übermenschlicher Kraft.

Ein neues Bersten, ein Riß, daß sie kaum darüber weg kamen . . . ein Sprung in Todesangst . . . sie sinkt . . . „Mein, Tod! . . . Du darfst mir dieses Weib nicht nehmen! . . . eine Platte, die hält noch fest . . . Atem schöpfen.

„Ilse, bleibe stehen . . . es hält uns zu zweien nicht mehr . . . ich will vorangehen, und fühlen, ob es dich trägt . . .“

Und dann eine Stimme, die übertönte das Gurgeln und ging wie Orgelklang durch die Nacht: „Ich lasse dich nicht allein, Paul! Wenn du sterben mußt, dann will ich bei dir sein!“

Da war es um den Mann geschehen.

Mit einem Jubelschrei, der über die grausige Fläche irrte, riß er sie an sich und küßte sie.

„So lieb hast du mich, Ilse, daß du mit mir sterben könntest?“

„Du bist mir lieber als mein Leben!“

. . . ein Jubeln und Jauchzen ohne Ende und seliges Küssen, während sie auf schwankendem Boden standen. Rings umher der Tod, der mit kralligen Fingern nach ihnen griff.

Sie aber hatten alles vergessen vor ihrer Liebe. Sie tasteten sie sich weiter — aber nicht mit wachen Sinnen. Wie Träumende. Und dachten kaum mehr an die Tiefe, die unter ihnen war. Und lachten des Todes.

Der wand sich grimmig unter dem Eis . . . und mußte doch weichen vor diesen beiden Menschen. Mürrisch verkroch er sich in die Tiefe; seine Stimme ward leiser und leiser.

Aufatmend blieb der Doktor stehen.

„Das Eis wird wieder fester, Ilse!“

Noch einige Risse, dann schwanden auch die, und vor ihnen lag wie zu Beginn ihrer Fahrt ein weites weißes Land, rein und schön.

Der Mond stieg ruhig empor auf seiner Bahn und entzündete mit seinem Licht der Sterne große Schar.

Ein glücklicher Frieden über der Welt. Ein glücklicher Frieden in den Herzen der beiden hoffnungsfrohen Menschen, die nun dem Ufer entgegenfuhren, das seine Lichter ihnen entgegenstrahlte.

„Grüß mir dein Kind, Ilse!“

*

Schon von weitem hörten sie Rufen und erregtes Schreien. Als sie zum Ufer kamen, rannten Gäste und Bedienete des Hotels auf sie zu. Im Lichte des Mondes hatte man sie heranfahren sehen, und wollte sich überzeugen, daß es kein Wahn war. Daß sie die gefährliche Fahrt gemacht hatten.

Inmitten der Schreienden ihr Gatte. Mit zornigem Blick empfing er beide und überschüttete seine Frau mit halblauten Schimpfworten. Den Doktor begrüßte er nicht. Aber Frau Ilse schien ihren Gatten nicht zu erkennen. Ein Lächeln lag auf ihren Zügen, als sie dem Doktor zum Abschied die Hand reichte. „Gute Nacht, Herr Doktor! Dank für die schöne Fahrt!“

Der Doktor stand wie im Traum. Und sah, wie sie dahin schritt durch die gaffende Menge, an ihrem eisernden Manne vorbei. Langsam ging sie den Weg hinan zum Hotel. Hinauf in ihr Zimmer, das sie hinter sich schloß. Allein sein! Lachen können und weinen! Lachen und weinen!

Und wie sie umherblickte im Gemach, das ihr so anders erschien denn je zuvor, sah sie das Veilchen ihres Buben. Sie sprang hinzu und schlang ihre Arme um das schlummernde Kind. Und küßte es unter Tränen. „Einen Gruß soll ich dir sagen, Kind, von ihm!“

Dann nahm sie den Buben auf die Arme und trug ihn wie eine selige Last jauchzenden Herzens im Zimmer umher. Sie trat zum Fenster und schaute hinaus in die träumende Nacht . . .

Ruhe überall; nur von unten klang Lachen und Schreien empor. Darunter die Stimme ihres Gatten. Wie ein lästiges Bild schüttelte sie den Gedanken an ihn ab.

Froher Zuversicht voll versenkte sie ihr Auge in die lichte Weite, die sich draußen erstreckte, so weit der Blick ging. Im Glanze der Eisbahn vor dem Hotel spiegelten sich Mond und Sterne, daß es schien, als leuchteten tausend Flammen von der Tiefe empor, das Licht des Himmels zu grüßen.

Und an dem Glänzen und Leuchten entzündete sich die Seele der Frau zu heiliger Glut. Nochmals in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140201026/fragment/page=0002

Versöhnung.

Schling ein Feind, von Zorn gefaßt,
Wunden dir, die schmerzlich bluten,
Hege deines Grolles Gluten
Niemals, niemals über Nacht.

Reich' versöhnt die Hand ihm dar,
Süßer schläft du aus Vergeben,
Denk', es sticht vielleicht dein Leben
Noch bevor's im Osten klar.

Ist dein Schlafgenoss' der Zorn,
Wird er wuchernd dich umranken,
Taten werden die Gedanken,
Und nie tilgst du mehr den Dorn.

Drum sei stets des Worts bedacht:
Siegen wird und muß die Liebe;
Das Versöhnen nur verschiebe
Niemals, niemals über Nacht.

Johann Nepomuk Vogl.

dieser Stunde empfing sie das Wunder, das ihr und dem geliebten Manne geworden in der Nacht draußen auf dem See. Und in ihr stieg heiß empor die selige Gewißheit eines großen Glückes, das ihnen erblühen würde.

Zum neuen Tag.

Der Spielmann.

Eine Geschichte vom Rhein.

Von Peter Hamecher.

Sie wanderten endlos weiter wie die graue Landstraße, auf der sie von Ort zu Ort zogen. In allen Dörfern und Städtchen rheinauf und -ab kannte man sie. Wie die Zugvögel hielten sie ihre Zeit inne, und wenn es Herbst wurde oder Frühjahr, hieß es: Jetzt kommen bald die drei Musikanten.

Sie waren wie ein Bild, das in eine bestimmte Jahreszeit hineingehört; vor allem der Alte mit dem schlohweißen Bart, der vielleicht garnicht mehr die Jahre zählte, die er mit seiner Fiedel dieselben Straßen lang gefahren.

Aber in einem Herbst war der Alte nicht mehr da. Oben hoch an der Rheinmündung, im Holländischen, war seine Wanderschaft zu Ende gegangen. Dort war er zusammengebrochen, und seine Kameraden hatten ihm dort das Grab gegraben, bevor sie traurig, wie Waisen, weiterzogen.

Nun aber nahm ein Neuer seinen Platz ein, ein schmächtiger aufgeschossener Gesell mit langen flachsfarbenen Haar. Eines Tages war er zu den Beiden gestoßen. Ohne viele Worte hatte er sich ihnen angeschlossen, und sie waren froh, einen Ersatz für den Toten zu haben. Freilich: er geiget ihnen nicht sonderlich. Er war kein lustiger Kamerad wie der Alte, mit dem sie Jahrzehnte durch die Welt gefahren. Nichts erzählte er ihnen von sich, und seine Wortkargheit und Selbstsamkeit beunruhigte sie. Wenn er nicht zugegen war, schalten sie über seine Verschlossenheit. Nur sein Spiel ließen sie gelten, wenn sie auch heimlich neidisch darauf waren. Sein Spiel war das seltsamste an dem merkwürdigen Burschen. Er hatte es wahrhaftig nicht nötig, die Landstraße platt zu treten. Die Geige jubelte und schluchzte unter seinen Händen, daß das jämmerliche Gestraße der anderen daneben von selber verstummte.

Manchmal führte er merkwürdige Reden, die die anderen nicht verstanden. Sie waren wie verbuhlt, wenn er die Straße als das selige Land der Freiheit pries. Denn wenn sie auch umherzogen, so waren sie doch nicht unstät. Am liebsten hätten sie zu Hause gesessen und hinter dem warmen Ofen ihr Brot verzehrt. Aber dieses Vagantenleben war nun einmal ihr Beruf geworden, dem sie sich fügten. Ihr innerster Trieb liebte Sicherheit, und sie nannten den Langen einen Narren, wenn er mit einem gewissen Neidmut über die Seßhaften und ihre versetzte Behaglichkeit spottete. Heimlich aber ärgerten sie solche Worte; denn sie fühlten, wie er auch sie damit verächtlich machte.

Eines Morgens lief durch das Städtchen, in dem die Musikanten am Tage vorher gespielt, das Gerücht, vor dem Tore liege ein Toter. Man schickte hinaus und fand den langen Spielmann, arg zugerichtet, aber noch atmend. Wegen einer Geringfügigkeit war es zwischen ihm und seinen Gefährten zu einer Zwistigkeit gekommen. Erst waren nur Worte gefallen. Aber dann war in den beiden anderen aller Groll losgebrochen, den sie gegen den Langen hegten, und sie hatten ihn geschlagen, bis er halbtot am Straßenrand liegen blieb. So fanden ihn die Leute und schafften ihn auf einer Trogbahre zur Herberge.

Es dauerte lange, bis er sich erholte. Der Winter hatte schon mit aller Macht eingesetzt. Ganz allmählich kam er wieder zu Kräften. Die Lust nach der Freiheit aber schien ihm gründlich vergangen. Er war flügelmüde, und am liebsten saß er in einem Winkel und spielte sich selber etwas vor: kleine melancholische Volksweisen, sanft und traurig wie der Herbst.

Die Herbergswirtin, ein noch junges, resolutes Frauenzimmer, das, obschon Witwe, unter den wenig sauberen Gästen strenge Ordnung hielt, duldete ihn gern. Sie hatte den Kranken gepflegt und manchmal den wirren Reden des Fiebernden gelauscht. Das Bild eines Schicksals hatte sich ihr aus diesen Phantasien gefügt; das Bild einer bedrängten, aber zerrissenen Jugend, die die Hörige eines engherzigen Vaters in Schmach und Ausschweifung getrieben, und sie begann, nicht so sehr den Mann, als dieses Geschick zu lieben. Ihrer Weiblichkeit wurde es zum Bedürfnis, den haltlos Verfahrenen zu bemuttern. Der Spielmann aber ließ sich in seiner hilflosen Schwäche die herbe Härtlichkeit des Weibes hin und her gutes Zeug gern gefallen. Und als die Frau eines Tages zum Bürgermeister ging, um diesen um einen Posten für ihn anzugehen, leistete der Ungebundene keinen Widerstand. Sie wollte ihn zu einem ordentlichen Menschen machen, und es dünkte ihm gut so. Daß die Frau ihn heiratete, erschien ihm aber als eine Sicherheit mehr.

Den ganzen Winter über sah man den hageren Burschen Tag um Tag in einem abgetragenen, glänzigen Bratenrocke zum Bürgermeisteramte schleichen. Er versah seinen Dienst, als ob er nie etwas anderes getan, und schien fast eingeordnet in das Bild des Städtchens, wie er sich auch selber einzuordnen schien. Selbst die Kinder lachten kaum noch, wenn seine seltsame Figur wie ein Schatten über den Marktplatz glitt. Am Abend aber nahm er seine Geige, und während seine Frau in den Zimmern hin und wieder ging, spielte er die kleinen sentimentalen Lieder, die er seit seiner Genesung liebte.

Da kam das Frühjahr. Die jungen Leute des Dorfes feierten ein Fest, wie es um diese Zeit seit Menschengedenken üblich war. Auch hatten der Spielmann, ihnen am Abend in einem Zelte, das auf einer Wiese aufgeschlagen war, zum Tanze aufzuspielen. Er sagte auch zu. Auf einem erhöhten Platze saß er da mit anderen Musikanten und geigte die Tanzweisen herunter, nach denen die Paare sich drehten. Ohne sich um die Tänzer zu kümmern, ließ er den Bogen über die Saiten gehen und achtete nur auf den Tanz der Töne.

Als die Spieler eine Pause machten, kam ein Mädchen und brachte in einem zinnernen Kruge Wein. Es war eine kleine schwarze Dirne von zigeunerhaftem Aussehen. Ihr Gesicht war vom Tanz erhitzt, und ein paar Strähnen des eigensinnigen harten Haares hatten sich losgelöst und hingen wirr in die Stirne. Der Spielmann sah sie für einen Augenblick an. Die kleine Hexe merkte, wie dem Manne das Blut ins Gesicht schoß und lachte, daß sich ihre weißen Zähne entblößten. Hastig goß der Spielmann sein Glas herunter. Dann nahm er seine Geige und begann zu spielen. Ganz allein stand er da und spielte, während die anderen Musikanten ihre Instrumente ruhen ließen. Wie aus einem wilden Rausch kamen die Klänge, wogend und steigend, heiß und begehrlich. Mit einer fieberhaften Schwüle erfüllten sie die Luft, und ergriffen alles mit einem Taumel, daß sie ihre Körper schwingen mußten in einem Tanze, der fast dem zuchtlosen Rasen einer bacchischen Schar glich. Als der Spielmann auf seinen Stuhl zurücksank, sepfte sich die Schwarze zu ihm und wich nicht mehr von seiner Seite.

Seitdem war es, als ob alle Unstätigkeit des Blutes wieder in dem Spielmann erwecht sei. Wohl versah er seinen Dienst. Aber wenn er jetzt am Abend die Geige ergriff, so war alles Sanfte aus seinem Spiel fort. Seine Lieder sangen von wilder Sehnsucht; und voll innerlicher Unruhe

wartete er darauf, daß ein Knöchel leise aufs Fenster pochte. Dann glitt er heimlich hinaus, vor die Stadt, wo auf einem Wiesenplatze die Burschen und Mädel sich versammelten. Seine Geige bekam ein tolles verführerisches Leben, wenn er den Pärchen spielte. Wie von selbst aber fand sich an solchen Abenden immer die Schwarze zu ihm und blieb, während die anderen tanzten, an seiner Seite.

Aus solchen Abenden wurden nach und nach Nächte. Der Spielmann kam nicht mehr zu seinem Weibe. Die Schwarze war wie ein Brand in ihm, den nichts mehr löschen konnte. Seinen Dienst vernachlässigte er und mußte ihn dann ganz einstellen. Die Leute des Ortes aber verwünschten ihn und beschuldigten ihn, daß er ihre Kinder verführe; denn die Buben und Dirnen waren durch sein Spiel wie verzaubert. Wie im Traum gingen sie umher, und was sie angriffen, taten sie falsch. Unter der Arbeit dachten sie nur an den Rausch, den die teuflische Musik in ihr Blut gebracht. Wollten die Eltern sich aber einmischen, so begehrten sie auf und gebrauchten häßliche Worte. Endlich entschloß sich der Pfarrer, der Sache ein Ende zu machen.

An einem Abend war der Spielmann mit den Jünglingen und Mädchen auf eine Waldwiese hinausgewandert. Die Geige hatte geschwiegen, während die schwarze Dirne neben ihm schritt. Die Töne, der erregte Duft des Frühlings und die magische Unwirklichkeit der bleichen Mondnacht verwoben sich zu einer Atmosphäre, die die Sinne seltsam umstrickte und Traum und Wirklichkeit rauschartig vermischte. Auf der Wiese lagerten sich die Paare im Kreise. Der Spielmann setzte sich neben einen Baumstamm. Zu seinen Füßen aber, den Kopf in seinem Schoße, lag die Schwarze. An diesem Abend spielte der Spielmann wie nie zuvor. Er saß da, ganz hinweggenommen, ganz bleich in sich; nichts als Leidenschaft, die in die Saiten hinüberflutete. Da erfaßte es einen der Burschen, daß er schreien mußte, wild wie ein Tier. Unheimlich scholl dieser Ruf, der nicht aus einer Menschenkehle zu kommen schien, in die Nacht. Dieser Schrei aber war für die andern wie ein Signal. Besinnungslos sprangen die Paare auf; griffen nach einander, warfen einander hoch, rasten herum und brüllten in die Nacht hinaus, als ob der Atem ihre Brust sprengen wollte. Bis sie erschöpft und keuchend am Boden lagen.

Da brach ein gebieterischer Ruf durch die Bäume, und plötzlich stand die schwarze Gestalt des Pfarrers unter den Verwilderten. Das Spiel wurde leise und setzte aus. Wie Rutenhiebe fielen die Worte des frommen Mannes in die wahnsinnige Schar, die allmählich zur Besinnung kam. Keiner wagte, etwas zu erwidern. Die Mädchen schlugen beschämt die Hände vor's Gesicht und suchten sich zu verstecken. Die Burschen schauten stumm vor sich hin. Der Bann der wilden Lieder war wie verflogen, und aneinander gedrückt wie eine Herde scheuer Tiere folgten alle dem Pfarrer, als er sie dem Städtchen zuführte.

Um den Spielmann hatte der Pfarrer sich nicht gekümmert. In der Sorge um die Verführten hatte er nicht des Verführers gedacht. Der aber schaute verwundert auf das seltsame Schauspiel. Er war noch ganz fern von den Dingen, in seinen Tönen, und begriff die Vorgänge nicht, dann aber brach er in ein grelles, schneidendes Lachen aus, daß der Geistliche erschrocken sich betreuzigte. Lachend nahm er seine Geige und schlug den Weg waldeinwärts ein, in die Ferne. Die Dirne, die sich garnicht gerührt, hängte sich an ihn und folgte ihm . . .

Im Städtchen hatte man des Spielmanns fast schon vergessen, nachdem die alte Zucht wieder hergestellt worden. Da tauchte zu Beginn des Winters die Dirne, die mit ihm gegangen, im Pfarrhof auf. Weinend warf sie sich dem Pfarrer zu Füßen und flehte ihn an, sich ihrer anzunehmen. Sie erzählte, wie sie mit dem wahnsinnigen Fiedler durch's Land gezogen. Den Sommer über waren sie gewandert. Im Herbst aber waren sie an der Mosel in die Weinlese gekommen. Da hatte der Geiger sein teuflisches Lied aufs neue ertönen lassen. Die Männer und Weiber, die in der Lese waren, ließen die Arbeit ruhen, wo sein Geige sang. Und auf und ab des Flusses war es, als ob Gott Dionysos mit seiner Schar in die Rebgelände eingebrochen sei. Die Winzer rissen die Ranken von den Stöcken und bekränzten sich damit, und berauschte Paare wälzten sich in den Bütten, daß das Blut der Traube um ihre Leiber aufspritzte. In einer Nacht aber war der Spielmann mit einer Winzerin heimlich entwichen. Die Schwarze fand seine Spur nicht. Da sie sich keinen Rat wußte, hatte sie sich durchgebettelt den Rhein entlang, bis sie endlich, zerschlagen an Leib und Seele, heimgefunden.

Als das Jahr bereits zu Ende ging, entstand eines Tages auf dem Marktplatz des Städtchens ein Auflauf. Das Gerücht ging, der Geiger sei wieder erschienen. Er sei auf dem Bürgermeisteramt, wahrscheinlich um eine Unterstützung zu bitten. Erregte Gruppen belagerten die Türe des Rathauses, als der lange Bursche blaß und verfroren heraustrat. Die Menge empfing ihn mit Flüchen und drängte ihn gegen die Mauer. Hilflos stand er da und sah die drohenden, feindseligen Gesichter. Er sah auch die Buben und Mädel, die er ehedem mit seinem Spiel verlockt und die ihm nun ihre Verwünschungen entgegenschrien. Da öffnete sich der Ring, der sich um ihn geschlossen, und sein Weib sprang auf ihn wie ein Tier, das einen Feind an der Gurgel packen will. Wehrlos stand er ihr gegenüber, ihren Schimpfreden und ihren Fäusten preisgegeben. Die Menge johlte und reizte die Wut des Weibes zur Tätigkeit. Der Spielmann machte eine Bewegung, als ob er aus dem Kreise, der ihn immer drauender umdrängte, ausbrechen wollte. Wüthlich schrie er auf, wankte und sank gegen die Rathauswand. Aus einer Wunde an der Stirn rieselte Blut. Ein Stein war aus den hinteren Reihen geschleudert worden und hatte ihn getroffen. Die Menge lachte und höhnte, wie er stöhnend dalag und mit brechendem Blick um Erbarmen flehte. Ihm zu helfen versuchte keiner. Als das Volk sich müde geschimpft hatte, zerstreute es sich allmählich. Den Verwundeten aber überließ man seinem Weibe, seiner Dirne.

Es war ein kalter Wintertag, den die Abenddämmerung mit dichtem Flockenfall einhüllte. Als die Nacht hereinbrach, erhob sich der Spielmann und schleppte sich mit einer letzten Anstrengung vor's Tor. Hier blieb er liegen.

Leute des Orts fanden am anderen Morgen den erstarrten Leichnam. In aller Stille verscharrte man ihn auf dem Schindanger, wo man die Mörder und die Kadaver der Tiere begräbt.

Liebe will steis im Dunkeln sunkeln, Liebe leuchtet auch im Dunkeln.

Ernst Schulze.

Aus der Welt der Frau.

Das ist der Liebe Zaubermacht, daß sie veredelt, was ihr Hauch berührt.

Grillparzer.

Die deutsche Frau und der Wintersport.

Das „Frauenzimmer-Lexikon“ das im Jahre 1715 ein gewisser Amaranthes zu Nutz und Frommen des schönen Geschlechts erscheinen ließ, bietet uns ein wirklich lückenloses Bild vom Leben und Treiben einer Dame zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Blätteri man aber dies umfangreiche Werk daraufhin durch, was hier etwa von den Wintervergnügungen der Frauenwelt verraten wird, so findet man nur eine ausführlichere Beschreibung über Schlittenfahrten. „Alt ein Divertissement und Zeitvertreib vor das Frauenzimmer“, heißt es, „da sie sich von einem Mannesvolk auf einem mit allerhand Figuren gezierten Schlitten ziehen und entweder in der Stadt herum oder über Land führen und leiten lassen.“ Den „Schrittschuh“ nennt der Verfasser ein merkwürdiges Instrumentum „so sich in Holland das Frauenzimmer sehr an die Füße anbinden und darmit über das Eis zu Lust und Zeitvertreib zu fahren pfleget.“ Die deutschen Frauen warnt er ernsthaft vor derartigem Tun, und also tat auch noch 30 Jahre später die „höfliche Kutsmus“, der Hausschatzgräber und Geschickt gelehrte Gattin Luise Adelgunde, die in allen Fragen der guten Mädchenerziehung damals den ersten Ton angab.

Als Klopstock dann den Wintersport in Deutschland in Aufnahme brachte, suchte er auch bei den Damen für diese gesunde Uebung Stimmung zu machen, stieß aber auf heftigen Widerstand. So bittet er z. B. vergeblich seine geliebte „Ebone“, die schöne Cecilie Ambrosius, sie möge doch nicht ein bodenständiges Mädchen und meine Schillerin auf dem Eise werden wollen.“ Zumer wieder streckt er, aus den „flinken und leichtesten Damen rechte Eisprinzessinnen“ zu machen, aber fast alle wehren sich gegen das „frostige Vergnügen“, das gegen den guten Anstand und die edle Sitte sei. Erst im Sturm und Drang wird dann eigentlich das Vorurteil vernichtet, das bis dahin gegen das Schlittschuhlaufen der Damen gehegt wurde. Der junge Goethe zieht mit seinen Frankfurter Freundinnen zum „Eis-Hochzeitstag“ nach den Adelheimer Wiesen an der Nidda hinaus, und in Weimar gewinnt der Wintersport gar die allerhöchste Protektion der Herzogin, die sonst gewiß am alten Zeremoniell festhielt. „Auch die regierende Herzogin“, so erzählt Lynker in seinen Erinnerungen, „die Frau von Stein und mehrere andere Damen, ließen sich dazu herbei, den Schlittschuhlauf zu erlernen, und es war eine Freude, die durchlauchtigste Frau mit vollem Anstand über das Eis schweben zu sehen. Die Corona Schröter hatte viel Fertigkeit darin erlangt; ihre schöne Figur nahm sich dabei vortrefflich aus.“

Bei so hohen Vorbildern kann es nicht Wunder nehmen, daß der Fluch der Unmoral, der so lange auf jeder Betätigung der Frau beim Wintersport gelastet, allmählich zu schwinden begann. Die einflußreiche Sophie La Roche, die in Sachen der Mädchenerziehung am Ende des Jahrhunderts so maßgebend war wie die Gottschedin um die Mitte, tritt in ihrer vielgelesenen Frauenzeitschrift „Pomona“ für „das Anständige und wirklich Schöne des Schlittschuhlaufens“ mit Nachdruck ein. Was solche Gewährung eines bisher unbekannten Vergnügens für ein junges Mädchen jener Zeit bedeutete, das geht aus den Erinnerungen der Elisa von der Recke hervor, die sich beim Wintersport in den schneebegrabenen Gauen Livlands der Natur ganz nahe fühlte. Die fortschrittlichen Erzieher unserer Tage nun die Stählung des weiblichen Körpers durch solche Winterfreuden, und die Aerzte traten ihnen an die Seite. „Das Schlittschuhlaufen“, sagt der Arzt J. P. Frank in seinem „System einer vollständigen medizinischen Polizei“ (1791), „ist die allgemeine Ergötzung der holländischen Jugend und verdient überall mit Fleiß eingeführt zu werden. Das weibliche Geschlecht hat in den Niederlanden Kräfte genug, um sich leichte und flinke Füße zu Trotz zu bieten, während denn unsere pimperlichen Dinger hinter dem Ofen Filet stricken.“ Trotz alledem ist eine allgemeine Verbreitung des Wintersports, der ja damals hauptsächlich im Schlittschuhlaufen bestand, unter der Frauenwelt im 18. Jahrhundert noch nicht vorhanden gewesen. Es war erst die Bahn gebrochen, die Keime waren ausgesät, die im Anfang des 19. Jahrhunderts Früchte trugen. Damals war es die große Sängerin Henriette Sonntag, die als Gattin des Gesandten Grafen Rossig in Deutschland eine Zeitlang die Mode machte und die sich nun so eifrig für den Schlittschuhlauf einsetzte, daß er von dieser Zeit an ein Hauptvergnügen der Frauen ist.

Volksaberglauben und Wochenbett.

Auf der fast unerschöpflichen Fülle abergläubischer Vorstellungen und Gepflogenheiten, die an die Geburt des Menschen anknüpfen, sei in Nachfolgendem eine kleine Blütenlese, gesammelt in verschiedenen Gegenden Oesterreichs, gegeben: Wenn eine Kindbetterin stirbt, so muß man ihre Schere, Nadelbüchse, Zwirn und Fingerhut ins Grab mitgeben, sonst kommt sie wieder und holt es. Wenn eine schwangere Frau Wäsche wäscht und stürzt gleich darnach die gebrauchten Geräte um, so bekommt sie leicht Unterlauf. So lange eine Frau im Wochenbette liegt, darf gar nichts aus dem Hause verliehen werden, denn in dieser Zeit haben die Hexen die Gewalt darüber. Wenn jemand den Besen vor der Stube der Kindbetterin oder des Kindes frägt, so muß die antwortende Person allemal dazu sagen: „Gott wolle sie behüten“ oder „undersen“, denn es könnte die tragische Folge sein, daß die Hexe, welche diese Art zu entwassen ist. Wenn in dem Zimmer, in dem die Wöchnerin liegt, über die Stubentür ein Besen gesteckt wird, in dessen Klinge 9 Kreuze eingegraben sind, so kann die Frau nicht behext werden. Glaubt eine Kindbetterin von Hexen beunruhigt zu sein, so stecke man über das Bett oder die Wiege einen Besen oder mit der Spitze nach aufwärts, damit die Hexe, wenn sie über die Frau oder das Kind schreitet, sich anspießen möge. Wenn eine schwangere Frau einen Pferde unter dem Hafse durchtreicht, muß sie das Kind ein Jahr lang tragen. Diesen Mann kann sie brechen, wenn sie ein Pferd aus ihrer Schürze fressen läßt.

Hat eine Schwangere besondere Gelüste, so muß sie ihre Fingernägel oder das Fürnamen ansehen oder sich an einen „gewissen Ort“ greifen, damit das Kind kein Muttermal bekäme. Wenn eine Schwangere einem Leichenzuge folgt oder ganz schwarz gekleidet geht, so gebärt sie ein furchtsames Kind. In der Oberlausitz geht folgende Sage: Wenn eine „Sechswöchnerin“ verboten wird, so kann ihr in die eine Hand einige Geldstücke, die das „Opfer“ heißen und soviel ausmachen, als sie dem Pfarrer, Kantor und in die Armenbüchse zu geben haben würde. Sonst kann die Verstorbene nicht ruhen. In die andere Hand bekommt sie ein Buch von Holz oder wehsem Papier. In einigen Dörfern soll man dort sogar durch 6 Wochen für die Tote ein Schüsselchen und einen Löffel ans Bett legen, damit sie, wie man sagt, ihr Recht haben und ruhen könne. Man meint eben, daß sie unsichtbar da sein und essen könne. Ebendort war der Aberglaube, daß keine schwangere Frau unter einer Wagenbeschel durchtreichen solle, weil sonst ihr zu erwartendes Kind in die Hände des Scharfrichters falle.

Wenn eine Frau unfruchtbar ist und keine Kinder bekommt, soll man sie mit diesem Leibe in ein Tischtuch wickeln, das bei einer Taufmahlzeit gedient hat.

Man soll ein Kind vor dem ersten Jahre nicht